

Wiegt euch nicht in Sicherheit

Frauen, aufgepasst: Luitgard Marschall und Christine Wolfrum sehen überall die Gier des Medizinbetriebs und verunsicherte Patientinnen, die zur Kasse gebeten werden. Sehen sie richtig?

Übertherapien sind keinem zu wünschen. Wenn sie dann noch schädliche Nebenwirkungen mit sich bringen und die Betroffenen außerdem aus eigener Tasche dafür zahlen müssen, möchte niemand darauf hereinfliegen. Warnungen vor unnützen Behandlungen, die lediglich den Ärzten Geld in die Praxiskasse spülen, haben seit Jahren Hochkonjunktur. „Das übertherapierte Geschlecht“ von Luitgard Marschall und Christine Wolfrum folgt also einem bewährten Rezept. Diesmal gilt es, explizit Frauen mit genügend kritischem Rüstzeug zu versehen, um sie vor Beutelschneidern zu bewahren, die sie als Kundinnen nur abzocken wollen. Frauen würden, so der Tenor des Buches, „selbst von angesehenen Medizinern (...) zuerst verunsichert und dann zur Kasse gebeten“.

Leider bedienen die Autorinnen lediglich bekannte Vorurteile und bieten darüber hinaus nichts substantiell Neues. Eigentlich ist zu den abgenudelten Themen wie Vorsorge in der Schwangerschaft, Früherkennung von Brustkrebs oder Selbstzahlerleistungen andernorts schon alles gesagt worden, aber halt noch nicht von allen. Überdies kursieren eine Menge Halbwahrheiten, die allein durch Wiederkäuen nicht zur Grundlage besserer Entscheidungen mutieren: Man nehme das Brustkrebs-Screening. Legion sind Artikel und Bücher, die dessen Nutzen als marginal bewerten, den Schaden durch Verunsicherung und unnötige Behandlungen aber als beträchtlich. So auch hier.

Außerdem weisen die Autorinnen – dies kennt man ebenfalls zur Genüge – darauf hin, dass durch die Mammographie Tumore nicht hundertprozentig verlässlich entdeckt, sondern einige übersehen werden. Folglich lautet die Botschaft: Wiegt euch nach einem Screening nur nicht in falscher Sicherheit, liebe Frauen. Derart pauschale Warnungen spielen ihrerseits mit Ängsten und verhehlen einer Frau keineswegs zu einem abgewogenen Urteil, sie verwirren eher noch mehr.

Eine echte Hilfe wäre indes die Information, wann genau zu befürchten ist, dass ein Tumor übersehen wird und wie man die Entdeckungsrate für sich selbst womöglich verbessern kann. So haben in den letzten Jahren Forscher immer nachdrücklicher darauf hingewiesen, dass vor allem bei Frauen mit dichtem Brustdrüsenewebe die Mammographiebilder schwer zu beurteilen sind. Diese Brüste bergen ein höheres Risiko für Krebs und gleichzeitig dafür, dass dieser übersehen

wird. Für etwa ein Drittel aller Frauen im Screening-Alter ist deshalb die Mammographie als einzige Diagnosemethode nicht optimal. Hier gibt es weitere – nicht eingreifende – Untersuchungen wie zum Beispiel den hochauflösenden Ultraschall, der eine viel bessere Beurteilung einer drüsendichten Brust erlaubt.

Deshalb muss in den Vereinigten Staaten die Brustdichte in vielen Bundesstaaten den Frauen mitgeteilt werden, damit sie sich nötigenfalls für eine weitere Abklärung entscheiden können. Auch in Österreich gehört der Ultraschall zwecks Verbesserung der Entdeckungsrate zum bezahlten Standard beim Brustkrebs-Screening. Aus diesen Gründen bieten hierzulande Frauenärzte ihren Patientinnen eine Ultraschalluntersuchung der Brust ebenfalls an. Sie verlangen dafür rund vierzig Euro, weil diese Untersuchung bei sich leider nicht zur Regelleistung der gesetzlichen Krankenkassen gehört.

Allerdings enthält dieser „kritische Leitfaden für die Frauenmedizin“ just solche Erklärungen seinen Leserinnen vor. Begründet werden die privaten Unkosten allein mit dem Topos des gierigen Arztes. Die Autorinnen widmen den Selbstzahlerleistungen, den sogenannten individuellen Gesundheitsleistungen (IGeL), daher ein eigenes Kapitel und warnen vor Verkaufsangeboten in der Arztpraxis.

Sie tragen eine Menge Argumente gegen bestimmte IGeL-Angebote zusammen, keine unbekanntes freilich. So oder ähnlich findet man sie auf zahlreichen Internetportalen – ohne dass man für die individuelle Gesundheitsinformationsleistung in Form eines solchen Buches zahlen müsste. Wer die IGeL außerdem zum „tiefen Stachel“ zwischen Arzt und Patientin stilisiert, spart einfach die andere Seite der Medaille aus. Unerwähnt bleibt nämlich, dass es Selbstzahlerleistungen gibt, weil die Kostenträger bestimmte Therapien, Medikamente oder diagnostische Maßnahmen nicht bezahlen.

So übernehmen die gesetzlichen Krankenkassen erst seit kurzem die Kosten für einen Darmkrebstest. Obwohl seit langem bekannt war, dass dieser Test im Vergleich zum alten Verfahren weit verlässlicher Tumore zu entdecken vermochte, dauerte es mehr als zehn Jahre, bis sich die Kassen zur Finanzierung entschlossen. Ärzte, die in der Zwischenzeit ihren Patienten zu dem nachweislich besseren Test geraten haben, waren somit gezwungen, ihn privat zu berechnen.

Stets dankbare Steilvorlage für ein Vorsorge-Bashing ist die Schwangerschaft. Werdende Mütter seien, so der Kern der Kritik, willige Opfer jedweder Überdiagnostik, da sie über den Gesundheitszustand ihres Kindes informiert und beruhigt werden wollen. Die Tatsache, dass bei Schwangeren immer häufiger Risikofaktoren im Mutterpass auftauchen, deuten die Autorinnen als etwas „Falsches“, das sich „verselbständigt“ habe – und stimmen die alte Leier von der unnötigen Medikalisierung in einer Zeit der guten Hoffnung an. Selbst wenn die Frauen bei der Geburt des ersten Kindes immer älter würden, bestünde „wenig Grund zur Sorge, dass Probleme auftreten könnten“.

Ist das so? In Deutschland gibt es immer mehr ältere Erstgebärende und im-



Auch für die Mammographie gilt: Pauschale Warnungen helfen nicht weiter, sondern verunsichern zusätzlich.

Foto Imago

mer mehr übergewichtige und fettleibige Schwangere – sie machen ein Drittel der Frauen aus, die ein Kind erwarten. Zudem dürfen sich heute alle die Frauen ihren Kinderwunsch erfüllen, die seit ihrer Kindheit Diabetikerinnen sind, an Herzfehlern leiden oder an einer mit schweren Atemstörungen einhergehenden chronischen Krankheit wie Mukoviszidose.

Das fordert seinen Tribut, denn ihnen und ihren Kindern drohen deutlich mehr Komplikationen als jüngeren, gesunden und normgewichtigen Schwangeren. Die häufig sehr großen Kinder übergewichtiger Mütter erschweren und verzögern zum Beispiel die Geburt. Soeben zeigt

eine aktuelle Studie aus Schweden anhand der Daten von mehr als 1,2 Millionen Kindern, dass zudem umso häufiger mit Fehlbildungen von Organen oder Gliedmaßen zu rechnen ist, je größer das Übergewicht oder die Adipositas der Schwangeren ist. Diese Risiken lassen sich mindern, wenn die Defekte frühzeitig bekannt sind.

Zwei Drittel aller Schwangerschaften in Deutschland verliefen völlig problemlos, heben die Autorinnen hervor. Das klingt eher nach Beschwichtigung, denn nimmt man sie beim Wort, muss immerhin eine unter drei Schwangeren mit einem komplikationsträchtigen Verlauf rechnen. Das rechtfertigt so manche

vorsorgliche Untersuchung, möchte man meinen. Und schließlich ist auch unter den zwei Dritteln die eine oder andere Frau, die den problemlosen Verlauf ihrer Schwangerschaft einer der vielen Übertherapien ihres Geschlechtes verdankt. MARTINA LENZEN-SCHULTE



Luitgard Marschall und Christine Wolfrum: „Das übertherapierte Geschlecht“. Ein kritischer Leitfaden für die Frauenmedizin.

Knaus Verlag, München 2017. 288 S., br., 17,99 €.

Eine starke Schulter gegen den kalten Wind der Wirklichkeit

Klischees in trüber Soße: Birk Meinhardt setzt seine Saga der Familie Werchow fort

Eines der notorischen Stereotype über die Veränderungen, von denen der Osten nach der Wiedervereinigung heimgeheftet wurde, ist das eines ungekannten und alles torpedierenden Tempos: Demnach grätschte der kapitalistische Westen in die sozialistische Planwirtschaft und zugleich in die überwiegend auf Gemächlichkeit ausgelegten Lebensentwürfe. Insofern ließe sich Birk Meinhardts Roman „Brüder und Schwestern. Die Jahre 1989 – 2001“ durchaus ein gewisses renitentes Potential bescheinigen. Dieser Romankoloss, mit dem der 1959 geborene Meinhardt seine 2013 erschienene Saga der Familie Werchow fortsetzt, verweigert sich nicht nur, was den großzügig bemessenen Umfang von beinahe 700 Seiten angeht, jedweder Effizienz. Geschwätzigkeit ist ein Vorwurf, der bereits dem ersten, ähnlich umfangreichen Band der „Brüder und Schwestern“ gemacht wurde, der über die Jahre 1973 bis 1989 erzählt. Unbeeindruckt von dem historischen Umbruch, jedenfalls in ästhetischer Hinsicht, schwätzt Meinhardt nun munter weiter.

Mit viel gutem Willen könnte man mit Meinhardts ausufernden, dabei allerdings nie verführerisch barocken oder gar lustvollen, sprachlich weder ausgefeilten noch artifiziellen, stattdessen behäbigen und dadurch nicht zuletzt allenfalls haarscharf an der Selbstgefälligkeit vorbeischießenden Stil als bewusstes Gegenprogramm sowohl zu den vermeintlichen Forderungen der Gegenwart als auch zu ästhetischer Avantgarde verstehen. Was allerdings ausbleibt, ist der erhellende Funke, der sich daraus womöglich schlagen ließe. Im Gegenteil, Meinhardt reproduziert kaum mehr als

Nachwendeklischees. Hier heißt das: Die Gesetze des Marktes bestimmen nun die beruflichen Geschicke der Figuren und diffundieren bis auf die zwischenmenschliche Ebene.

Matti, der vormals systemkritische, widerspenstige der beiden Werchow-Brüder, Lastkahnfahrer und Schriftsteller, muss mitansehen, wie sein unmittelbar vor dem Mauerfall im Westen publizierter Roman verpufft, stattdessen macht er einen Reibach mit einem Kinderbuch über Wolken. Den Geldsegen kann er dazu nutzen, den ausgedienten Lastkahn in ein Restaurant umbauen zu lassen. Darauf, dass Catherine, seine Jugendliebe und mittlerweile Ehefrau und Mutter des gemeinsamen Sohnes, das Geld ebenfalls gern für die Einrichtung einer eigenen Arztpraxis verwendet hätte, kann er leider keine Rücksicht nehmen. Selbstverwirklichung heißt das Gebot der Stunde, jedenfalls seiner, weshalb Matti sich zudem relativ umgehend eine Geliebte gestattet. Das Restaurant-Schiff liegt derweil vertäut in Berlin-Köpenick, am Ufer marode Fabrikanlagen, zu erreichen nur über mit Gestrüpp zugewucherte Matschpfade – beste Voraussetzung, um das alte Schiff binnen kürzester Zeit zum florierenden Geheimtipp unter Westlern zu machen, die den exotischen Osten bestaunen wollen.

Mattis Kompagnon Peter, dessen Herz ganz sicher am berühmten rechten Fleck sitzen mag, der aber in seinem betlichen Dauergequatsche im Ost-Berliner Dialekt eine veritable Nervensäge ist, serviert Ost-Hausmannskost, vor allem seine sagenhaften Sauren Eier, eine grünlich-trübe Pampe, die bei den auf den Schein von Äußerlichkeiten getrimmten



Birk Meinhardt Foto Peter Hassiepen/München

Gästen zunächst Naserümpfen, nach dem ersten Bissen aber Entzücken hervorruft. Dass allerdings die Phase, während der die Exotik und das Provisorische des Ostens gefeiert wurden, eine vorübergehende war, deren Ende oftmals sehr unschöne Züge annahm, zeigt sich auch bei Meinhardt: Die Gentrifizierung hat bald auch das Köpenicker Ufer erreicht, Luxuswohnungen mit dazugehörigem Bootsanleger sollen geschaffen werden. Als Matti und Peter sich weigern, mit ihrem Kahn das Feld zu räumen, kommt es zur Katastrophe.

Kaum überraschend, dass auch Mattis stets opportunistischer Bruder Erik sich mittlerweile ohne viel Federlesens mit den neuen Gegebenheiten arrangiert

hat. Eriks Anstellung im Marketing eines Pharmakonzerns nutzt Meinhardt, um sich über die fraglos albernen Teambildungsmaßnahmen solcher Unternehmen zu mokieren und die Praktiken des Westens in satirischer Überzeichnung offenzulegen: Auf dem Markt gebracht werden soll ein gewinnversprechendes Medikament. Anwendungsgebiet: der angeblich pathologische Zwang, ohne Vorwarnung die eigene Familie zu verlassen.

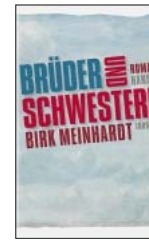
Zudem, und das ist nun wirklich nah am Groschenroman, wird durch Eriks neuen Job auch noch ein Familiengemischnis der Werchows gelüftet: Eriks Vorgesetzte – Typ harte Managerin mit übersteigert männlicher Attitüde und gelbten Haaren – entpuppt sich als uneheliche Tochter des bereits verstorbenen Vaters Willy, eine Tatsache, die vor den drei offiziellen Kindern verschwiegen und von Ehefrau Ruth still leidend mitgetragen wurde, über beider Tod hinaus.

Ach, überhaupt, das Frauenbild, das das weibliche Personal von Meinhardt zu verkörpern gezwungen ist, kann wohl nur mit der Antiquiertheit entschuldigt werden, die diesen Roman insgesamt auszeichnet. Die Frauen sind Opfer der Verhältnisse. Wo sie nicht verharren wie die verleugnete Tochter, leiden sie stumm vor sich hin oder werden betrogen, wenn sie, wie Catherine, am Gatten zu mäkeln beginnen. Und wenn der Betrag schließlich auffliegt, fliehen sie allenfalls unter das Dach der eigenen Mutter, nicht ohne am Ende dem reumütigen Gatten doch wieder die Schlafzimmertür zu öffnen.

Oder aber sie stolpern naiv durch die Welt, wie Britta, die Schwester Mattis und Eriks, der als Tuchakrobatin freilich

ohnehin der Sinn für die prosaischen Notwendigkeiten des Alltags fehlt. Ihr Zirkus macht nach der Wende Bankrott, und sie wird mit der bitteren Einsicht konfrontiert, dass ihre im Osten avancierte Tuchnummer im Westen nicht gefragt ist, stattdessen fällt sie aufs denkbar dümmlichste windige Investmentversprechen herein und verschuldet sich und ihre Brüder gleich für die nächsten Jahre. Auch Britta flieht daraufhin zunächst, wie Catherine, von Berlin ins Thüringische und verkriecht sich dort im noch nicht verkauften Haus der verstorbenen Eltern. Aber immerhin hat Meinhardt für die strauchelnde Tuchakrobatin schlussendlich Rettung: einen erfolgreichen, attraktiven und auch noch gutherzigen Mann, an dessen starker Schulter sie Schutz vor dem kalten Wind der Wirklichkeit findet.

Selbst als Vorlage für einen ZDF-Mehrteiler trägt dieser Roman nur, wenn mindestens Henry Hübchen als Pausenclown aus der Zubereitung der Sauren Eier ein so famos komisches Massaker macht, wie er das dereinst unter Castorf mit seinen legendären Kartoffelsalat-Nummern veranstaltet hat. Andernfalls reichte es nur zu trüber Soße aus zu spät gekommenem sozialistischem Realismus mit Nostalgie-Einlage. WIEBKE POROMBKA



Birk Meinhardt: „Brüder und Schwestern“. Die Jahre 1989 – 2001. Roman.

Hanser Verlag, München 2017. 672 S., geb., 26,- €

Eine Pubertät findet nicht statt

Manche Eltern dürften schon davon geträumt haben, ihr Kind könnte an einer angelsächsischen Spitzenuniversität studieren. Das ist verständlich, locken doch Stanford, Harvard und Konsorten mit traumhafter Betreuung und engem Kontakt mit herausragenden Wissenschaftlern. Solche Väter und Mütter könnten versucht sein, das Buch von Isabelle Liegl, Betriebswirtin und Innendesignerin, und dem Erziehungswissenschaftler Albert Wunsch zur Hand zu nehmen. Es verspricht Aufklärung darüber, wie Kinder „auf dem Weg zu ihren persönlichen Spitzenleistungen“ begleitet werden können. Die beiden Söhne Liegls besuchen amerikanische Eliteuniversitäten, der Großteil des Buches berichtet davon, wie die Autorin und ihre Kinder das geschafft haben. Eltern, die ihre Kinder in Richtung internationale Ausbildung trimmen wollen, dürften sich durch das Buch bestätigt fühlen. Sie werden auch nichts dagegen einwenden, dass Liegls Buben in der Pubertät nicht mit dem Klavierspielen aufhören durften. Schließlich hatten sie sich als etwa Zehnjährige dafür entschieden, wie Liegl erklärt. Auch habe sie ihren Söhnen gesagt, dass „Klavierspielen langfristig sehr positive Auswirkungen auf ihre Koordination und Konzentration hat“. Andere Eltern dürften Liegls Erziehungsstil als hart, kalt und hauptsächlich den eigenen ehrgeizigen Zielen verpflichtet empfinden. Sie werden sich zu Recht fragen, wo die Leistungseinbrüche waren, die Langeweile. Und wie die in der Pubertät wichtige Abgrenzung gegenüber den Eltern verlief. Das alles ist in Liegls durchgeplanter Welt anscheinend nicht erlaubt oder wird verdrängt. Dadurch wirken ihre Ausführungen glatt und oberflächlich. lib.

Isabell Liegl und Albert Wunsch: „Wo bitte geht’s nach Stanford?“ Wie Eltern die Leistungsbereitschaft ihrer Kinder fördern können. Beltz Verlag, Weinheim 2017. 347 S., br., 16,95 €.

Dirigent voller Ernst und Weisheit

Genau zuhören musste Herbert Blomstedt, wenn er als Kind einmal ins Konzert durfte. Dann sang er mit seinem älteren Bruder Norman, der ihn begleitete, die Themen nach und notierte sie zu Hause, um sie zu behalten. Schallplatten gab es in den vierziger Jahren in Schweden noch kaum. Dieser Mangel hat ihm die Musik kostbar und zu einer Sache intensiver Aneignung werden lassen. Heute ist Blomstedt einer der größten Dirigenten unserer Zeit, zugleich der älteste, der noch auf dem Podium steht. Julia Spinola, ehemalige Redakteurin im Feuilleton dieser Zeitung, hat Blomstedt aus Anlass seines neunzigsten Geburtstages in diesem Jahr mehrere Monate begleitet und lange Gespräche mit ihm geführt. Ein beeindruckendes Buch voller Ernst, Weisheit und Nähe zur Kunst ist dabei entstanden. Deutlich, aber nie verletzend spricht Blomstedt über die Zustände beim Gewandhausorchester nach dem Weggang Kurt Masurs, über die Arbeitsmoral beim Hamburger Orchester des NDR sowie über die destruktiven Süchte nach Sex, Alkohol und Nikotin bei Leonard Bernstein, den er gleichwohl bewunderte. Doch: „Wenn ein Dirigent nur zeigen will, wie tüchtig er ist oder wie viel Temperament er hat, das Ganze aber in der Musik nicht begründet ist, dann wirkt es nur aufgesetzt. Und das schmeckt widerlich.“ jbm.

Herbert Blomstedt: „Mission Musik“. Gespräche mit Julia Spinola. Henschel Verlag, Berlin 2017. 184 S., geb., 24,95 €.

Früher Herold des Umweltgedankens

Im Jahr 1970 veröffentlicht, war das Buch „Die Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome so etwas wie der Urknall des Umweltbewusstseins. Zu jener Zeit wurde vielen Menschen erstmals klar, dass wir dabei sind, unseren Lebensraum und damit uns selbst zu vernichten. Weniger medienwirksam, aber nicht minder eindringlich hatte zuvor schon der Zürcher Ingenieur Ernst Basler vor den verheerenden Folgen des menschlichen Fußabdrucks auf der Erde gewarnt. Seine einleuchtende Botschaft basierte auf einer simplen mathematischen Gleichung: Wenn sich die Menschheit weiterhin exponentiell vermehrt, nehmen zwangsläufig auch der Ressourcenverbrauch und die Umweltbelastung exponentiell zu – es sei denn, es gelänge, dieser Entwicklung durch nachhaltiges Wirtschaften Einhalt zu gebieten. Während seine mahnenden Worte in der Heimat ungehört verhallten, lud das Massachusetts Institute of Technology (MIT) den Schweizer 1969 zu einer Vorlesungsreihe über Umweltthemen ein – zu jener Zeit ein Novum. In dem biographischen Werk „Endliche Erde“ zeichnet der Literaturwissenschaftler und Jurist Thomas Sprecher ein eindrucksvolles Bild Baslers. Flüssig und packend geschrieben, vermittelt das Buch zugleich einen Eindruck von den enormen Schwierigkeiten, denen Advokaten für eine nachhaltige Umweltnutzung auch heute noch begegnen. NvL

Thomas Sprecher: „Endliche Erde“. Ernst Basler – Pionier des ökologischen Nachhaltigkeitsdenkens. NZZ Libro Verlag, Zürich 2017. 192 S., Abb., geb., 39,- €.